Der schwarze Koffer.

Geschichte eines Mordes
erzählt von dem, der den Mörder ausfindig machte.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Engl. von Emmy Becher.

1. Capitel.

Wenn ich mich heute hinsetze, um einen Bericht niederzuschreiben über die Vorgänge, die den Herren von der Polizei und von der Presse unter dem Namen des „Schwarzen Koffermordes" bekannt sind, so geschieht es, weil ich mir nach reiflicher Ueberlegung sagen muß, daß hierzu Niemand besser angethan ist als ich. Dies Bewußtsein erstreckt sich durchaus nicht auf den litterarischen Theil meiner Aufgabe, denn schriftstellerisches Talent habe ich nie besessen und werde mich weislich hüten, danach zu streben. Das Leben, das ich in den letzten dreißig Jahren geführt, hatte nichts gemein mit solchen Gaben, höchstens daß ich darin von allem etwas und von nichts zu viel haben mußte, und so wird es gut sein, wenn ich den Leser gleich auf der ersten Seite warne, daß er sich bei einer trockenen Aufzählung trockener Thatsachen keiner künstlerischen Schönheit zu versehen habe. Mein Buch wird kein Kunstwerk werden und maßt sich nicht an, für ein solches zu gelten; es ist die Geschichte einer kühnen That, die klug vollführt und, wie manche Leute damals meinten, klug aufgedeckt worden ist.

Ich habe über mich selbst eben eine große Wahrheit gesagt: „von allem etwas und von nichts zu viel", und jedes Ding nur für eine Weile — das war der Grundzug meines Lebens und ist ein herzlich schlechter. In ein Dutzend Geldsäcke habe ich die Hand eingetaucht und sie immer wieder herausgezogen, ehe ich Zeit gehabt, den Schatz zwischen die Finger zu fassen, und manch ein gut gekleideter, glattzüngiger Schurke hat undankbarerweise vergessen, daß er es mir zu danken hat, wenn er allzu rasch aus einem wohnlichen Quartier, das er für lange Hätte bewohnen können, heraus kam.

Vor etlichen zehn Jahren stand ich achtzehn Monate lang in Diensten eines „Privatnachfragebureaus." Wie ich dazu gekommen bin, hat nichts mit der Sache zu thun, ich habe nachher und vorher den verschiedensten andern Berufsarten angehört, damals war ich aber also ein Privatfahnder. Ich war zu jener Zeit ein angehender Vierziger und hatte unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse dies Gewerbe ergriffen, das mir wenigstens die Möglichkeit bot, einen sehr unentbehrlichen Gegenstand, nämlich mein tägliches Brot, ehrlich zu verdienen. So vielerlei Taschen die Pfennige dazu auch entstammt sein mögen, ehrlich verdient waren sie gottlob allezeit, reichten aber auch in der Regel nur für Brot im buchstäblichen Sinne des Wortes und selten genug für Leckerbissen.

Die Thätigkeit eines Privatfahnders sagte mir sehr zu, und ich glaube, ich hatte Talent dafür. Um so mehr ist es zu beklagen, daß ich sie wieder aufgeben mußte, ehe ich sie zur Genüge erschöpft hatte, aber selbst während meiner kurzen Anstellung bei dem Bureau bekam ich — oder vielmehr stolperte ich über — einen großen Fall, den ich zu befriedigender Lösung bringen konnte.

Ueber diesen Fall zu berichten, drängt es mich, denn außer mir weiß Niemand viel davon; er ist vor keinen Gerichtshof gelangt und ist in der Presse nur stückweise dargestellt worden, denn die einzelnen Thatsachen wurden den gierigen Berichterstattern nicht eine um die andere mitgetheilt, wie es unfehlbar geschehen wäre, wenn die Polizei die Sache in Händen gehabt hätte.

Ich werde also erzählen, was ich von dem „Schwarzen Koffermord" weiß. Seit er begangen worden ist, sind Jahre dahingegangen, und die betheiligten Personen, um derentwillen ich bisher geschwiegen habe, sind todt oder der Welt sonstwie abhanden gekommen. Ich selber bin ein kranker Mann und ein bitterlich enttäuschter, der vor der Zeit aus dem Glied treten mußte, ein Mann, dem die Welt arg mitgespielt hat, und der sich vielleicht auch selbst übel mitspielte, und es macht mir jetzt Freude, von alten Zeiten und besonders von jener zu plaudern.

Noch eines — es hat mit der Geschichte nichts zu thun, möglicherweise aber mit meiner Art zu erzählen. Ich gehörte vor dreißig, vierzig Jahren — in der Schule und nachher — zu den Gebildeten; ich weiß nicht, ob davon nicht noch etwas hängen bleibt, auch wenn der Rock schäbig wird.

2. Capitel.

Es war in Paris im Nordbahnhof. Der London-Calaiser Zug war eben eingetroffen — sechs Uhr dreißig Minuten Abends, so viel ich mich erinnere — und die Reisenden beförderten ihr Gepäck hastig nach dem großen Raum mit den hufeisenförmigen Gestellen, wo die Zollbeamten ihres Amtes walten — walteten, sollte ich vielleicht sagen, aber ich denke mir, daß diese Einrichtung heute noch dieselbe ist. Ich war ebenfalls von England herübergekommen, da ich aber kein größeres Gepäck bei mir hatte und mein Handkoffer schon bei der Landung des Schiffes untersucht worden war, hätte ich in Frieden meines Weges ziehen können. Trotzdem trieb ich mich auch in dem kahlen, geräuschvollen Zollbureau umher, denn ich mußte meine „Partei" — die Leute, die ich im Auftrag meines Bureaus zu bewachen hatte — im Auge behalten. Unbekannter und gänzlich unerwünschter Weise widmete ich meine Dienste einem jungen Paar, das frommen Glaubens war, seinen beiderseitigen Vätern entlaufen zu sein. Sie waren sehr verliebt und sehr harmlos, diese glücklichen Menschen, und ich sah wohl, mit welchem Eifer sie die Riemen an ihren Koffern aufschnallten und die Schlüssel handhabten. Die Liebenden machten mir meine Aufgabe nicht schwer, und ich hatte vollauf Muße, mich nach allen Seiten umzusehen.

Ich schlenderte zwischen den erregten, hastigen, gereizten Leuten herum und suchte nach irgend einem Gegenstand, der mein Interesse fesseln könnte, und nicht lange dauerte es, so zogen zwei Damen, offenbar Mutter und Tochter, die vor einem wahren Gebirge noch uneröffneten Reisegepäcks standen, meine Aufmerksamkeit auf sich. Wie deutlich ich sie heute noch so vor mir stehen sehe und wie wenig ich damals ahnte — aber die Wendung stammt entschieden aus einem Roman, den ich irgend einmal gelesen haben muß, und ich habe mir geschworen, jeden Anlauf zur Schönschreiberei zu unterlassen, denn wozu soll ich einen Gaul besteigen, von dem ich im Voraus weiß, daß ich ihn nicht reiten kann?

Richtig ist übrigens, daß diese beiden Damen eine wichtige, wenn auch nicht die Hauptrolle in der Tragödie spielen sollten, deren erster Aufzug für mich wenigstens hier zur Aufführung kam. Die eine von ihnen war, wie schon gesagt, ältlich, mindestens fünfzig, wenn nicht mehr, wohlbeleibt, blond und lebhaft, roth im Gesicht, aufgeregten Wesens und mit einer schrillen Stimme behaftet. Der Zollzwang war ihr offenbar wie so Vielen lästig, und statt sich ruhig in's Unvermeidliche zu finden, stieß sie unaufhörlich Klagen und Seufzer aus, zankte mit der Jungfer und wandte sich in ziemlich komischer Weise immer wieder an den gelassen d'reinschauenden Beamten in seinem grünen Rock. Die Tochter, ein hochgewachsenes, bedeutend aussehendes Mädchen, deren dunkle Augen bei aller Ruhe viel Feuer hatten, billigte offenbar der Mutter auffallendes Betragen nicht.

„Sei doch ruhig, Mama!" hörte ich sie zu verschiedenen Malen ihr zuflüstern. „Gleich wird die Reihe an uns kommen, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß alles gut abläuft."

„Aber hoffentlich werden sie doch Deinen schwarzen Koffer ungeschoren lassen, Edith," versetzte die Mutter aufgeregt, „Du weißt ja, was der für Mühe macht."

„Wenn sie danach fragen," gab die Tochter unbefangen zurück, „so werde ich einfach sagen, daß er einen photographischen Apparat enthält."

Während sie noch sprach, ließ sich ein Beamter, der unbeschäftigt und mit hochmüthiger Gleichgiltigkeit gegen die von allen Seiten ertönenden Bitten dagestanden hatte, plötzlich herab, sich nach den Damen umzuwenden, und der Dienstmann in blauer Blouse, der sich zum Beschützer der Engländerinnen und ihres umfangreichen Gepäcks aufgeworfen hatte, rief ihn sofort an.

„Haben Sie Zollpflichtiges?" fragte der Beamte auf französisch.

„Nein," begann die alte Dame, die den Inhalt ihrer Reisetasche auf dem Tisch ausgebreitet hatte, redselig, „oder eigentlich, ja. Da ist eine Flasche kölnischen Wassers, die nur eben geöffnet wurde, und in dem Reisekorb ist ein wenig irischer Branntwein, auch habe ich anderthalb Pfund Thee bei mir, Souchongthee, zu viereinhalb Schilling das Pfund, Ladenpreis."

Der Beamte, ein mürrisch aussehender Franzose mit gelblichem Gesicht und röthlichem Schnurrbart, hörte ihr aufmerksam zu und ließ dabei seine Blicke über die ansehnliche Sammlung von hübschen Koffern und Körben schweifen.

„Oeffnen Sie diesen," sagte er, auf einen großen Koffer mit Metallbeschlag deutend, „und diesen", setzte er hinzu, und legte dabei die Hand auf ein längliches Gepäckstück.

„Ach, nur diesen nicht, mein Herr," rief die alte Dame ganz außer sich, „es ist so mühsam, den Strick aufzuknüpfen, und wir mußten ihn zuschnüren lassen, weil das Schloß nicht stark genug ist."

Der Zollbeamte gab keine Antwort, und einer von den kleinen blauröckigen Trägern machte sich sofort daran, den auf dem Deckel befindlichen Knoten des kreuzweis herumgeschlungenen dicken Stricks zu lösen. Zufällig faßte ich diesen Knoten in's Auge, während er daran zerrte.

Die junge Dame beugte sich leicht über die Schranke.

„Wir wären Ihnen sehr dankbar," sagte sie ernst und leise in gutem, wenn auch nicht besonders elegantem Französisch, „wenn Sie einen der andern Koffer öffnen ließen — dieser macht gar so viel Mühe."

Der Beamte verbeugte sich.

„Bedaure unendlich, mein Fräulein," sagte er, „aber ich habe den schwarzen einmal bezeichnet und kann das nicht zurücknehmen," worauf er sich einer andern Gruppe zuwandte.

Aergerlich und beleidigt zog sich das Mädchen zurück, und mit einer Hoheit, die mir sehr überflüssig vorkam, sagte sie zu der Mutter: „Ich habe Dir's ja gesagt, Du warst es, die in London diesen Strick herumschnüren ließ, als ob das nicht das beste Mittel wäre, Verdacht zu erregen."

„Du weißt wohl, wer uns den Rath gab," versetzte die Frau in hilfslosem Tone.

Uebrigens schien sie jetzt für ihren Jammer keine Worte mehr zu finden und that nur ihr Möglichstes, um die schmutzigen Finger des Dienstmannes dem schneeigen Weißzeug in ihrem eigenen Koffer möglichst ferne zu halten, wobei sie ihm zu wiederholten Malen sehr ärgerlich befahl, den Herrn wieder herbeizurufen.

Die kleine Gruppe war mir ergötzlich, und da ich von hier aus mein Turteltaubenpaar und seine Beschäftigung mit dem funkelnagelneuen Reisegepäck beobachten konnte, blieb ich stehen — wenn sie den Ausgang erreichen wollten, mußten sie an mir vorübergehen.

Ich wandte mich wieder zu den Damen und stand nun unmittelbar hinter ihnen. Der geldliche Zöllner war zurückgekehrt, hatte die Kleider in dem großen Koffer durchstöbert und durcheinander geworfen und die Sache dann mit einer huldvollen, Gnade verkündenden Handbewegung abgemacht. Nun trat er zu dem schwarzen Koffer, dessen Umschnürung endlich gelöst war.

„Die Schlüssel!" sagte der Träger. „Geben Sie mir die Schlüssel."

Die junge Dame zog aus einem Bund einen einzelnen hervor, dessen Form nichts Auffallendes hatte.

„Das ist er," sagte sie.

Der Mann steckte ihn in's Schloß und versuchte zu drehen — es ging nicht.

„Das ist der rechte nicht," sagte er.

Ein anderer probirte und zerrte an dem Schloß herum, man zog den Schlüssel heraus, beugte sich hinunter, und einer wollte es mit einem andern an den Bund befestigten versuchen, allein das Mädchen gebot ihm mit einer raschen Bewegung Einhalt.

„Der und kein anderer ist der richtige," sagte sie. „Das Schloß brauchen Sie mir nicht zu verderben."

Erneute Versuche.

„Brechen Sie den Koffer auf," befahl der Zollbeamte mit gedämpfter Stimme. „Das ist der Schlüssel nicht."

Aufbrechen. Der Befehl wurde erbarmungslos vollzogen, trotzdem die alte Dame bald entrüsteten Widerspruch erhob, bald um Schonung flehte. Die junge sagte kein Wort; seit ihre erste Bitte nichts gefruchtet hatte, stand sie in trotzigem Schweigen dabei.

Das Schloß wurde gesprengt und der Deckel zurückgeschlagen. Der Inhalt des Koffers war sehr ungleich gepackt, so daß kleine Hügel und Höhlen sichtbar waren; über das Ganze lag ein weißes Tuch gebreitet, das sehr in die Augen fallend den mit rothem Garn eingestickten Namenszug „E. R." trug.

Einer der Männer nahm das Tuch weg, und aus bloßer Neugierde trat ich näher, um zu sehen, was dieser geheimnißvolle Koffer, den zu öffnen so viel Schwierigkeit gekostet hatte, wohl enthalten mochte. Ein wunderlich zusammengelegtes Etwas ward sichtbar — offenbar ein Paket, das in schwarzen Stoff oder einen Shawl eingehüllt war — schwer mußte es jedenfalls sein — ein — barmherziger Gott — nein — ein menschlicher Körper — die Leiche einer alten schwarzgekleideten Frau!

Nie werde ich diesen Augenblick vergessen. Selbst heute, nach Jahren, zittert mir unwillkürlich die Hand, mit der ich dies niederschreibe.

Nichts befand sich in dem Koffer außer dem Handtuch und dem Körper, der hineingezwängt und -gestampft worden war. Den Kopf fest gegen den Magen gepreßt, die Beine aufgeschlagen und herumgelegt, so war der Leichnam in diesen improvisirten Sarg eingeklemmt worden, war in dieser Stellung erstarrt und konnte nun nur mit größter Mühe herausgezerrt werden.

Meine Aufmerksamkeit war bisher viel zu ausschließlich mit dem Inhalt des Koffers beschäftigt gewesen, als daß ich mich um anderes hätte kümmern können. Nun sah ich mich um und gewahrte, daß die alte Dame in Ohnmacht gefallen war und an der Erde lag, ohne daß Jemand ihr zu Hilfe gekommen wäre, während die junge wie versteinert mit entfärbten Lippen, starren Blicks den Leichnam anstarrte, den die Leute nun auf den Tisch niedergelegt hatten. Die Reisenden, die den Saal nicht schon früher verlassen hatten, unter ihnen auch meine ahnungslosen Opfer, standen dicht gedrängt um uns her, und Rufe des Entsetzens und der Verwunderung wurden laut.

„Die Sache muß ein Ende haben," sagte ein Beamter, der eine breite Silberborte um die Mütze trug, indem er sich aus seiner eigenen Bestürzung aufraffte. Von den Schutzmännern, die immer am Ausgang des Zollgebäudes aufgestellt sind, waren einige heraufgekommen, man hieß das Publicum sich entfernen, die Leiche wurde hinausgetragen und die Damen unter Bedeckung hinausgeführt, oder vielmehr die Mutter ward, immer noch vollständig leblos, hinweggeschafft, während die Tochter kreideweiß, aber hoch aufgerichtet, zwischen zwei Schutzmännern an mir vorüberschritt. Durch eine Seitenthüre brachte man sie in einen andern Theil des Gebäudes, während ich mit den Uebrigen in den großen Hof hinausgedrängt wurde, wo ich mein Liebespaar in einen der bequemen kleinen Bahnhofomnibusse steigen sah und hörte, wie sie dem Kutscher den Befehl gaben, nach dem Grand Hotel zu fahren.

Ich habe schon erwähnt, daß ich den Knoten der Kofferumschnürung in's Auge gefaßt habe: im Hinaustreten kam mir dieser Gegenstand wieder deutlich in den Sinn — er war von einer linkshändigen Person geknüpft gewesen.

3. Capitel.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß meine Flüchtlinge sicher in ihrem Hotel untergebracht waren, und an den Vater der jungen Dame, in dessen Auftrag ich arbeitete, telegraphirt hatte, schlenderte ich gleichmüthig den Boulevard entlang, und dabei lag mir der seltsame Auftritt, dessen Zeuge ich zufällig geworden war, immer im Sinn. Ehrlich gestanden, waren mir die beiden Damen, die ich so unerwartet hatte in Haft nehmen sehen, weit interessanter, als das zärtliche Paar, das mir vom Bureau auf die Seele gebunden war. Der Fall war entschieden weder verwickelt, noch fesselnd; der junge Mann war der Sohn eines reich begüterten Adeligen und die Familie des Mädchens sah es gar nicht ungern, daß die Dinge weit genug gediehen waren, um ein Zurückziehen seinerseits unmöglich zu machen. Es handelte sich deshalb gar nicht darum, diese Entführung geheim zu halten; ich hatte ihnen in der Eigenschaft eines Spions, der gelegentlich auch als Zeuge verwerthet werden konnte, zu folgen. In einem Beruf wie dem meinigen muß man die Aufträge eben übernehmen, wie sie sich finden.

Das Wesentlichste war für mich die Gewißheit, mich mindestens noch ein paar Tage in Paris aufhalten zu müssen und hinreichend freie Zeit zur Verfügung zu haben. Das war die Hauptsache und ich stürzte mich mit Feuereifer in die Verfolgung dieses Geheimnisses, das mir zufällig in's Garn gelaufen war.

Zwei ganz harmlos aussehende Engländerinnen, die sich in nichts von Alltagsmenschen unterscheiden, reisen von London nach Paris mit einer Anzahl nicht minder harmlos aussehender Koffer und Reisekörbe, und einer dieser Koffer enthält einen Leichnam. Dieser letzte Umstand ist wenigstens nicht unter die alltäglichen Vorkommnisse zu rechnen und was hat er zu bedeuten?

Zweifellos Mord. Dessen darf man von vornherein gewiß sein; hier liegt ein auf die wunderlichste Weise entdeckter Mord vor.

Mord? Ein Polizeiagent fragt sofort: „Wer ist der Thäter?" Das ist die erste, selbstverständliche Frage, die sich unsereinem aufdrängt und sogar die nach der Person des Opfers in den Hintergrund stellt. Ueber die Getödtete wird man morgen sicher Aufklärung erhalten; ob der Mörder festgenommen werden kann, ist zweifelhaft. „Wie heißt er?" „Wer ist er?" Beides fragt man sich. „Wer ist der Thäter?" Der Gedanke erfüllt den Fahnder ausschließlich.

Bis jetzt hatte ich weder Veranlassung noch Gelegenheit, eine dieser Fragen zu beantworten, aber trotzdem mußte ich mir sie unaufhörlich vorlegen. Zwei Damen und ihre Jungfer — diese kann aber vorderhand noch ganz aus dem Spiel bleiben — waren wegen des Besitzes eines Leichnams in Haft genommen worden. Was wußte ich von diesen Frauen?

So gut wie nichts, wird man sagen, und doch für einen Mann von meinem damaligen Beruf ziemlich viel.

Ich wußte, um das vorauszuschicken, erstens, wie sie hießen, oder wenigstens, wie sie sich nannten, Mrs. Orr-Simpkinson, von London nach Paris, hatte ich schon auf einer Kofferadresse gelesen. Orr-Simpkinson war also der Name der alten Dame, und ob sie ihn wirklich führte oder nicht, jedenfalls war sie unter diesem von London abgereist. Ferner wußte ich, woher sie kamen, zum Mindesten, woher sie gerade jetzt kamen — beide Damen, der Koffer und der Leichnam waren heute Vormittag noch in London gewesen.

Des weiteren waren mir alle Einzelheiten der Entdeckung bekannt und ich ging sie in Gedanken auf's sorgfältigste wieder durch. Die Frage gestaltete sich für mich folgendermaßen: Es ist natürlich vorderhand ein Ding der Unmöglichkeit, den Mörder zu bezeichnen, ist es aber wohl der Mühe werth, eine dieser beiden Frauen vorzunehmen und sie sich zu einem möglichen „Fall" auszuarbeiten. Für den Augenblick stellte ich mir einmal die alte Dame in den Vordergrund. Ihr Verhalten während des Auftritts, ihre ganze Persönlichkeit schienen die Möglichkeit, daß sie einen Mord begangen habe, völlig auszuschließen.

Nur ein erschwerender Umstand lag gegen sie vor, und zwar war das nicht ihr Widerstreben, den Koffer zu öffnen — der stark verknotete Strick bot hinlänglich Grund dafür — sondern die Thatsache, daß ich mit eigenen Ohren die Tochter halblaut hatte sagen hören: „Ich habe Dir's ja gesagt, aber Du wolltest durchaus in London diesen Strick herumlegen lassen, als ob das nicht das beste Mittel wäre, Verdacht zu erregen." Allein selbst diese Aeußerung konnte in allgemeinem, harmlosem Sinn gemeint sein, und es schien höchst unwahrscheinlich, daß die Mutter, wenn überhaupt betheiligt, mehr als eine Hehlerin der That war.

Aber die Tochter? Ihr zu mißtrauen, lag entschieden bedeutend mehr Grund vor. Sie war, wie ich schon erzählte, ein dunkeläugiges, bedeutend aussehendes Mädchen mit einem charaktervollen Gesicht und machte den Eindruck einer Person, die vor kleinen Hindernissen nicht zurückschreckt. Immerhin zeiht man eine harmlose junge Dame, die mit ihrer Mutter reist, nicht gern des entsetzlichsten aller Verbrechen, des Mordes; freilich pflegen andererseits auch junge Damen keine Leichen in ihrem Koffer mitzuführen.

Die Furcht vor dem Oeffnen gerade dieses Koffers war bei dem jungen Mädchen ungemein deutlich zu Tage getreten, und wenn diese an sich auch ganz erklärlich gewesen wäre, so wurde sie doch unter diesen Umständen verdächtig. Noch ein andrer Umstand kam dazu und erschien mir von noch größerer Wichtigkeit — als man ihr den Schlüssel abverlangte, hatte sie den Gehorsam verweigert.

Ich hatte nicht den leisesten Zweifel, daß der Schlüssel, den sie hingereicht hatte, der falsche gewesen war, und demnach hatte sie den richtigen verweigert.

Dafür gab es keine andere Erklärung, als daß sie das Oeffnen um jeden Preis hatte vermeiden wollen und darauf rechnete, die Beamten würden nachgeben und sich mit der Untersuchung eines andern Gepäckstücks begnügen. Sie hatte wiederholt versichert, dieser Schlüssel sei der richtige; er war es nicht — sie hatte also eine Lüge ausgesprochen.

Während meiner kurzen Thätigkeit als Fahnder habe ich die Beobachtung gemacht und Collegen von weit mehr Erfahrung haben mir diese wiederholt bestätigt, daß bei einem Menschen, der bewußt und willig mit kühner Stirne in Worten oder Handlungen lügt, man immer die Möglichkeit — nicht mehr als die Möglichkeit natürlich — annehmen darf, daß er auch jedem andern Verbrechens fähig ist. Der Lügner kann alle Zeit zum Mörder werden.

Alles drängte zu der Annahme, daß die junge Dame — vermuthlich Fräulein Simpkinson — von dem seltsamen Inhalte ihres Koffers Kenntniß hatte, und das war an sich schon merkwürdig genug. Auf Grund dieser Voraussetzung erschien alles Weitere glaublich.

Und trotzdem gelangte ich nicht zu der inneren Ueberzeugung, daß Fräulein Simpkinson thatsächlich die Mörderin sei. Zum guten Fahnder gehören unfehlbar Ahnungsvermögen und Instinkt — nur daß beides in richtiger Weise beherrscht und geleitet werden muß, da sitzt der Haken! Ich hatte unumstößlich das Gefühl, daß Fräulein Simpkinson wohl zu der That in Beziehung stehen müsse, sie aber nicht persönlich vollzogen haben könne. Welcher Art dieser Zusammenhang war, mußte die Zeit lehren.

Das ganze Geheimniß, so wird ein Jeder sagen, ging mich nichts an, und ich gebe das unbedingt zu. Ich hatte kein Recht, danach zu fragen, und sehr wenig Gelegenheit, darin einzudringen, aber trotzdem fühlte ich mich in erklärlicher Weise dazu hingezogen und konnte mich von der Erinnerung an den Auftritt im Zollamt nicht losreißen. Aus allen Schaufenstern schien das schmale, alte Gesicht mit den starren Augen mir entgegenzublicken — wer war es, der die arme alte Frau getödtet hatte, und weshalb hatte er es gethan? Ob ich wollte oder nicht, ich mußte mich mit der Sache beschäftigen, so viel empfand ich klar.

4. Capitel.

Ich sagte, daß ich nur sehr wenig Gelegenheit hatte, der Sache nachzuspüren, in Wirklichkeit bot sich mir dazu überhaupt nur ein Weg, und auch dieser nur, wenn der Zufall mir günstig sein wollte.

Vor einigen Monaten war ich in meiner geschäftlichen Thätigkeit mit einem Pariser Polizeicommissär in Berührung gekommen. Meine Auftraggeber theilten mir stets die Arbeit auf dem Continent zu, weil ich in meiner Jugend gründlich französisch gelernt hatte. Und so war ich in Sachen eines Vertrauensbruchs nach Paris geschickt worden, hatte dort mit einem französischen Polizisten, einem Herrn Dübert, zu thun gehabt und war im Verlauf der Dinge in die Lage gekommen, ihm einen unbedeutenden Dienst zu leisten. Seither hatte ich ihn nicht wiedergesehen, beschloß aber nun, ihn aufzusuchen; möglich war es ja, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß er mir in diesem Fall von Nutzen sein konnte.

Ich fand ihn in seinem kleinen Bureau in der Nähe des Pantheons, das zu seinem Distrikt gehörte. Er war offenbar hocherfreut, mich zu sehen, und gab diesem Gefühl einen für englischen Geschmack etwas zu wortreichen Ausdruck. Von dem Vorfall am Nordbahnhof wußte er noch nichts, und ich sagte ihm offen, daß mir viel daran liege, die Sache zu verfolgen, setzte auch hinzu, daß die französische Regierung möglicherweise aus meiner zufälligen Anwesenheit in Paris Nutzen ziehen könnte.

Und nun war mir das Glück günstig, oder vielleicht ist das etwas zu viel gesagt, denn in dem Umstand, daß Herr Dübert, obwohl er selbst gänzlich außerhalb der Sache stand, doch genau wußte, welche von seinen Collegen betheiligt sein mußten, lag ja nichts Auffallendes. Der Zufall wollte nur, daß der Polizeicommissär, in dessen Bezirk der Fall gehörte, ein Verwandter von ihm war, ich weiß übrigens nicht, ob dieser wirklich für mich von großer Bedeutung gewesen. Ob er sein Bruder oder sein Vetter war, habe ich vergessen, ich glaube, er war ein Vetter, jedenfalls führten sie denselben Namen. Mein Herr Dübert hieß Leon, und der Commissär des Bahnhofbezirks Francois.

Sofort erbot sich mein Freund, mich zu dem Vetter zu führen — angenommen, daß es ein Vetter war — nur hatte er noch eine halbe Stunde Dienst. Ich mußte also während der Zeit meine Ungeduld bezähmen, so gut es gehen wollte, und es blieb mir unbenommen, mich über die zahllosen kleinen Förmlichkeiten und die übertriebene Pünktlichkeit des französischen Polizeidienstes zu belustigen. Dabei haben sie übrigens treffliche Polizisten, besonders unter den Schutzleuten und im Sicherheitsdienst.

Die halbe Stunde ging zu Ende und Herr Dübert verschloß sein Pult. Wir nahmen eine Droschke und fuhren nach dem weit entfernten Norden der Stadt, wo wir Herrn Francois in einem ähnlichen kleinen Bureau antrafen.

Er wußte um die Entdeckung, und zwar genau! Den ganzen Abend hatte er von nichts Anderem gehört, nichts Anderem gesprochen, an nichts Anderes gedacht. Er war ein äußerst gesprächiger, erregbarer kleiner Mann, just nicht das Holz, aus dem man Polizeibeamte schnitzt, sollte ich denken, aber man irrt sich in solchen Dingen manchmal gründlich.

Bei diesem Anlaß mag er auch wohl aufgeregter gewesen sein als sonst, denn die Bedeutung und Schwierigkeit des zur Hälfte im Ausland spielenden Falles war groß. Selbstverständlich sprach er nur französisch — in Frankreich wie in England sind die Beamten selten einer fremden Sprache mächtig — und da die in Haft genommenen Damen Ausländerinnen waren, der in Frage stehende Koffer vom Ausland kam, war die ganze Untersuchung erschwert. Sein Dolmetscher hatte sich, wie er mir klagte, ganz unfähig erwiesen, und er war daher umsomehr geneigt, nach dem Beistand zu greifen, den ich ihm leisten konnte. Es zeigte sich aber bald, daß ich weniger vermochte, als ich gehofft hatte.

Er fing damit an, uns genau zu berichten, wie die Dinge im Augenblick standen. Die ältere Dame hatte allem Anschein nach ihr klares Bewußtsein noch nicht wieder erlangt, sie redete irr und war auf Anrathen des beim Polizeiamt angestellten Arztes in's Krankenhaus gebracht worden. Nach Ansicht des Commissärs war sie jedenfalls nicht tief in die Angelegenheit verwickelt.

Mit der jungen Dame und ihrer Jungfer hatte man ein vorläufiges Verhör angestellt. Die Dienerin wußte offenbar von der ganzen Sache nichts, das Fräulein wußte offenbar vieles. Die Jungfer war nicht einmal imstand gewesen, die Persönlichkeit der Verstorbenen festzustellen, denn sie versicherte nachdrücklich, daß sie die Dame nie im Leben gesehen habe. Trotzdem verschaffte uns ihre Aussage über zwei Punkte Klarheit.

Erstens: Die Verstorbene hatte sich in der Zeit unmittelbar vor dem Morde nicht in Gesellschaft von Frau Simpkinson und ihrer Tochter befunden, sonst würde die Jungfer sie gekannt haben.

Zweitens: Der schwarze Koffer war wirklich Fräulein Simpkinsons Eigenthum; das Mädchen hatte ihn als solches wiedererkannt.

Das Verhör der jungen Dame selbst war natürlich ungleich interessanter gewesen, und Herr Francois Dübert gab mir in zuvorkommenster Weise das Protokoll zu lesen. Ob das gerade vorschriftsmäßig war, lasse ich unerörtert, der Mann war nun eben einmal erfreut, auf meine Hilfe rechnen zu dürfen.

Das Verhalten des Fräulein Simpkinson war entschieden auffällig und schloß jede Möglichkeit ihrer gänzlichen Unschuld aus. Die eine Hälfte der an sie gerichteten Fragen hatte sie beantwortet, bei der andern Hälfte hatte sie die Beantwortung rundweg abgelehnt. Sie hatte willig erklärt, daß ihr und ihrer Mutter Name, wie er auf den Gepäck-Adressen stand, „Orr-Simpkinson" sei, und daß sie London in der Frühe dieses Tages verlassen, die vorhergehende Nacht in einem kleinen Gasthaus zugebracht hätten. Als man sie aber nach ihrem ständigen Wohnort befragte, oder von ihr wissen wollte, wo sie den Tag vor der Reise verlebt, verweigerte sie plötzlich jegliche Auskunft. Gleich darauf befann sie sich jedoch eines andern und gab ihre genaue Adresse in Tooting an und setzte hinzu, daß sie mit ihrer Mutter am Tag zuvor den Gasthof bezogen habe, um für die morgendliche Abreise näher am Bahnhof zu sein. Diese Aussage war nun von der Jungfer, die man noch einmal vorgenommen hatte, trotz heftiger Zeichen und Winke von seiten der Herrin, ganz widerlegt worden, denn diese hatte den Commissär belehrt, daß ihre Damen die letzten drei Wochen in Southend zugebracht hätten, und daß sie von Southend aus, und nicht von Tooting nach London gefahren waren. Es stellte sich nun auch heraus, daß die Jungfer in dieser Zeit nicht bei ihnen gewesen, sondern erst am Morgen auf dem Londoner Bahnhof mit ihnen zusammengetroffen war. Sie war die ganze Zeit über in der Wohnung in Tooting zurückgeblieben, und daraus erklärte sich auch, daß die ermordete Dame ihr unbekannt war. Jedenfalls — diesen Schluß konnte man mit Sicherheit ziehen — wußte Fräulein Simpkinson, wer die Todte war, und das Mädchen wußte es nicht. „Und ach Gott, ach Gott, Fräulein," hatte das Mädchen gerufen und war in Thränen ausgebrochen, „Sie wissen, daß alles, was ich sage, so wahr ist, wie das Evangelium; warum lassen Sie den Herrn Harvey nicht hierher kommen?"

Daraufhin hatte der Polizeicommissär strengere Saiten aufgezogen, und Fräulein Simpkinson war noch widerspenstiger geworden, hatte jedoch eingeräumt, daß der Koffer zweifellos ihr gehöre, und auch der Schlüssel, sagte sie, sei der ihrige.

In dem Koffer hatte sich ein Handtuch befunden — gehörte es ihr? „Nein." Wußte sie oder glaubte sie zu wissen, wem es gehörte? Sie konnte nichts darüber sagen. Das Tuch war mit den Buchstaben E. R. gezeichnet, hatte sie irgend eine Vermuthung, auf was für einen Namen diese sich bezogen? Sie weigerte sich, zu antworten.

Im Weißzeug der Todten hatte man denselben Namenszug gefunden und war daher zu der Annahme berechtigt, daß das Handtuch ihr gehört hatte — war Fräulein Simpkinson in der Lage, die Persönlichkeit der Todten festzustellen?

„Ja."

Als ich dies „Ja" im Protokoll las, schreckte ich ordentlich zusammen, und doch war eigentlich keine andere Antwort zu erwarten gewesen. Meine Bestürzung wuchs, als ich die zwei nächstfolgenden Zeilen las.

„Sind Sie bereit, es zu thun?"

„Nein."

Es war nicht gelungen, weiteres aus ihr herauszubringen, Vorstellungen und Drohungen hatten sich gleich erfolglos erwiesen. In wahrer Verzweiflung hatte der Commissär dies erste Verhör geschlossen, und die junge Engländerin war als des Mordes einer unbekannten Person verdächtig nach dem Gefängniß abgeliefert worden.

(Fortsetzung folgt.)

Betreffs der Giftigkeit des Orleanders wird aus Cottbus ein Beispiel angeführt. Die kleine Tochter eines Arztes spielte in der Nähe eines Orleanders, wurde bald darauf erheblich krank und war in kurzer Zeit eine Leiche. Niemand wußte sich den plötzlichen Tod der Kleinen sofort zu erklären. Bei näherer Untersuchung der Leiche durch den sachverständigen Vater wurden sehr bald die Ueberreste von Orleanderblättern aufgefunden, die das Kind gepflückt, zerkaut und verschluckt hatte. Also Vorsicht bei der Häufigkeit dieser beliebten südeuropäischen (Zimmer-) Zierpflanze.

Ahnencultus der Chinesen.

In dem Reiche der Mitte hat der Ahnencultus einen religiösen Charakter und gelangt in mannigfacher Weise zum Ausdruck. Am Neujahrsfeste, das auf Ende Januar oder in den Februar fällt, sowie im Frühling am Feste der Gräbervereinigung sieht man, ähnlich wie in katholischen Ländern am Allerseelentage, Tausende von Chinesen bei den Gräbern ihrer Angehörigen. Nur kennen sie die Sitte des Blumenschmückens nicht, sondern begnügen sich damit, das Gras zu reinigen und geweihte Kerzen darauf zu verbrennen. Zum Schluß wird ein langer rother Papierstreifen hinaufgelegt, damit jeder sehen kann, daß sich Jemand um das betreffende Grab bekümmert hat und es also nicht angepflügt werden darf. Das könnte sonst wohl geschehen, denn eigentliche Friedhöfe kennen die Chinesen nicht, und ihre Gräber befinden sich einfach überall, mit Vorliebe aber auf einem Platze, der nach allen Seiten eine freie Aussicht bietet, denn das mögen die Geister gern. Außerdem gibt es für die sogenannten „heimathlosen" Geister noch drei weitere Festtage. Nichts ist nämlich den abergläubischen Chinesen ein unangenehmerer Gedanke, als daß die Seelen der Abgeschiedenen nicht zur Ruhe kommen wollen. Ruhe aber halten sie nur dann, wenn man sie nicht vernachlässigt. Ganz besondere Aufmerksamkeit verlangen die Geister der fern von der Heimath sowie der ohne männliche Erben verstorbenen Menschen, sollen sie sich nicht umhertreiben und unnütz machen. Es sind daher drei große Feste für diese heimathlosen Geister bestimmt, das Obere Geisterfest am dritten Tage des dritten Mondes, das Mittlere am fünften Tage des siebenten Mondes und das Untere am ersten Tage des zehnten Mondes. Das Mittlere Fest, dessen Beginn gewöhnlich in den August fällt, ist bei Weitem das bedeutendste und dauert in vielen Gegenden Chinas mehrere Wochen lang. Eigentlicher Ruhetag ist allerdings meistens nur ein einziger Tag, weil sich das betriebsame Volk nicht länger Muße gönnen will. Aber die Ceremonien, die am ersten Tage mit großen Prozessionen verbunden sind, werden noch lange Zeit nachher Abends und Nachts fortgeset